Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 43

Artikel: Ah, - quelle salade!

Autor: Brawand, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645037

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gen. Plötzlich aber beugt Ingrid Anderson von neuem sich nieder, und in einer Bewegung, die stärker ist als ihr Wille, streicht sie unendlich zärtlich mit ihren schmalen Händen über die rosigen Fingerchen des Kindes. Dann richtet sie die schlanke Gestalt gerade auf und sagt zu der Wärterin: „Er ist gut gehalten, der Kleine." Fragend setzt sie hinzu: „Es fehlt ihm an nichts, Agathe?" Der Stimme hört man das mühsame Bestreben an, einen festen Klang zu erhalten. Wie Stütze suchend legt sie die Hand auf den Knauf des Kinderbettchens.

Das bekümmerte Gesicht der Kinderfrau beginnt sich aufzuklären, gut und tröstend wiederholt sie die soeben gehörten Worte: „Ja, er ist gut gehalten, und es fehlt ihm an nichts, Fräulein!"

Die Wärterin wird ganz eifrig: „Sie sollten seinen Körper sehen, Fräulein Anderson! Ganz wellig vor Gesundheit; er ist gewartet, wie Sie selber gewartet waren. Ich tue für ihn, was ich kann."

„Er wird bald wach werden, er ist regelmäßig wie eine Uhr in seinen Gewohnheiten; ach, ich kenne kein liebenswerteres Kind!" Verwirrt, als rede sie zu viel vor diesen stillen, unergründlichen Augen, verstummt die Wärterin.

Da beginnt der Kleine seine Fingerchen zu spreizen; er dreht sein Köpfchen ein wenig nach rechts, ein wenig nach links, dann heben sich langsam die dunklen seidigen Wimpern, und wundervolle tiefblaue Augen werden sichtbar.

Hatte Ingrid Anderson vorhin den schlafenden Knaben schön gefunden, den wachenden findet sie noch ungleich schöner. Mit tausend feinen ziehenden Gewalten reißt es sie zu ihm hin. Sie beugt sich nieder, ihn zu herzen, ihn vor das Antlitz zu halten, und mit großen durstenden Augen seinen Anblick ganz aus der Nähe zu trinken. Aber auf halbem Wege richtet sie sich wieder jach empor, als liege für sie eine Gefahr darin, dieses Kind restlos hingegeben zu liebkosen.

Die alte Agathe beugt sich über das Bettchen: „Ja, wo ist denn mein Junge, wo ist denn mein süßer Schatz?"

Der Kleine, der zuerst verwundert die fremde Dame betrachtet, beginnt beim vertrauten Anblick der Kinderfrau und beim Klang ihrer Stimme, die Fingerchen lebhafter zu dehnen; er versucht, das holde Köpfchen emporzurichten, lächelt, und als die gute Agathe in allen Klangfarben der Zärtlichkeit immer von neuem fragt: „Ja, wo ist denn mein Junge?" erblüht lachender Sonnenschein in dem schönen Gesichtchen. Der Kleine fängt an zu strampeln, er jauchzt und kräht, und hält eine großartige, köstliche Rede: „Egäh, ebuh, egäh!" Er hascht nach den Fingern der Wärterin mit den zierlichen feinen Händchen und sucht in ihnen nach einer Kraftunterstützung, um sein rundes Körperchen aufzurichten.

Die junge Dame, die gespannt das Gebaren des schönen Kindes beobachtet, wendet sich jählings ab, wie ein Hungriger sich wegwendet von einer verlockenden Speise, um deretwillen er nicht zum Diebe werden mag, deren Anblick länger zu ertragen indessen über seine Kräfte geht. Sie stellt sich an das Fenster und schaut hinaus in das sonnendurchblitzte Halbdunkel des Gartens. In ihre Augen kommt ein starrer Ausdruck, und um den Mund gräbt sich ein leidvoller Zug. Doch kann sie es bei aller Beherrschung nicht unterlassen, den Kopf zuweilen zu drehen, und wenn ihr Blick das Kind trifft, kommt ein rätselhafter Ausdruck in das junge Gesicht. Ist es Haß, ist es Liebe? Ach, wer vermöchte das sehnsüchtig Geheimnisvolle dieses Ausdrucks zu bestimmen? Vielleicht ist es ein aufwogendes Gemisch aller tiefen, schönen und leidvollen Lebensempfindungen.

Die Kinderfrau geht schweigsam geschäftig hin und her und legt auf der Wickelkommode Tücher und Kleidchen zurecht.

Der kleine Junge aber kräht in seinem weißen Bettchen, und zuweilen schüttelt ein Lachen das runde Körperchen. Er hat die leichte Decke abgestrampelt, hascht mit den Fäustchen nach den runden Beinchen, kugelt nach rechts und nach links und findet der Freude kein Ende.

Immer häufiger wendet Ingrid Anderson das blasse Gesicht dem jauchzenden Kinde zu. In der vorgeneigten Gestalt liegt eine kaum mehr zu bemeisternde Erregung.

Jetzt ist die Kinderfrau fertig mit ihren Vorbereitungen. Sie nimmt den Kleinen aus dem Bettchen, legt ihn behutsam auf das Kissen und streift die feinwebige Gewandung nieder. Dabei kann sie es nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit einen kummervollen Blick auf Ingrid Anderson zu werfen. „Kannst du das denn aushalten?" scheinen die Blicke der alten Frau zu fragen, „siehst du nicht, was das für ein liebenswerter, wundervoller kleiner Junge ist?"

Nun liegt der Knabe ganz bloß da, ein vollendet schöner kleiner Menschenkörper; die tiefblauen Augen strahlen und das süße Mündchen lallt hold und betörend: „Egäh, emah ema!"

Da hält es die beherrschte vornehme Ingrid Anderson nicht länger am Fenster. Sie folgt einer Gewalt, die stärker ist als alle kühle Ueberlegung, stärker als alle scharfsinnig zwingende Logik; einer Gewalt, die in den Frauen gelegen, seitdem die erste Frau zum erstenmal der Wunder Wunderbarstes, das Wunder der Fleischwerdung, die Fortbildung des eigenen Lebens erschüttert erlebte; die Gewalt, die auf Erden in tausend Heldentaten, in tausend Entsagungen und Kämpfen sich gezeigt, die unter Schmerzen und Qualen, in Züchten und Wonnen, in Sünden und in Schanden, in Schuld und Entsetzen entstanden, die allmachtvollste aller Gewalten, die gelitten und geherrscht, gejauchzt und triumphiert hat, seitdem das erste Weib — Mutter geworden.

Die feine vornehme, kühl beherrschte Ingrid Anderson dort am Fenster stürzt vor, wirft sich über den Kleinen und schluchzt: „Mein Kind, mein Kind, mein liebes, liebes Kind."

(Schluß folgt.)

Ah, — quelle salade!

Von Friedrich Brawand.

Die Pariser Taxichauffeure sind die reinsten Verkehrsakrobaten. Mittelmäßige Fahrer auf der offenen Landstraße, sind diese Chauffeure wahre Künstler des Volants im Straßengewühl der Weltstadt. Unglaublich, wie sie ihren Citroen oder Renault durch eben diesen „salade" steuern. Es ist kein Fahren mehr, es ist ein Wettbremsen auf fünf Zentimeter, ein Starten und Stoppen, ein Erobern und Zurückdrängen, ein Ausweichen und Kreuzen, ein Excentric-Akt auf vier Rädern.

Der Chauffeur sagt kein Wort, und wenn er eines sagt, so gehört es nicht hierher. Er sitzt am Steuer und späht nach einigen Metern freier Fahrbahn. Was für uns ein heilloses Durcheinander ist und unser Staunen erregt, ist für ihn eine alltägliche Erscheinung. Wir regen uns auf, wir, die nichts zu tun haben als die Fahrtaxe zu bezahlen. Er sitzt ebenso ruhig am Steuer, wie unsere Taxichauffeure in Erwartung eventueller Fahrgäste am Steuer schlafen.

Wenn ein Pariser Chauffeur die Arme kreuzt, tief Atem schöpft, sich halb umdreht und zu seinen Fahrgästen sagt: „Ah, quelle salade!", dann, — na, dann ist es eben ein Salat! Und was für einer.

Man soll nie unvorbereitet auf Reisen gehen. So oder ähnlich lautet einer der zahllosen Ratschläge Baedeckers. Vorbereitet oder nicht, wie konnten wir ahnen, daß der 15. August, bei uns ein ganz gewöhnlicher Samstag, in Paris allgemeiner Feiertag ist? — Und wenn wir es geahnt hätten? Die Wirklichkeit war dazu getan, die tollkühnsten Vorahnungen zu übertreffen.

An einem solchen Tag sollte ein behäbiger Berner die Nase weder in die Kolonialausstellung noch in das Gaumont-Palace stecken. Wir taten das erste und haben auch wirklich „eine Nase voll gekriegt".

Um 9 Uhr früh führt uns ein Taxi von unserem im Zentrum der Stadt gelegenen Hotel nach dem Bois de Vincennes, wo die Internationale Kolonialausstellung

mit ihren Gebäuden und Palästen ein Gebiet von 110 Hektaren bedeckt.

Ein grauer Morgenhimmel hängt schwer und müde über der Weltstadt. Ein feiner Regen weht auf die ausgestorbenen, endlosen Boulevards. Menschenleere Straßen in Paris. Ein Bild, das bei uns nicht übermäßig auffallen würde. Hier, in der Millionenstadt, wirkt es seltsam, beklemmend.

Vereinzelte Passanten streichen den hohen, grauen Häusern entlang. Dort eine alte Frau, in einen Mantelkragen eingewickelt, an einer Leine ein tristes Hündchen wie ein Spielzeug nach sich ziehend. Hier ein halbgekleideter Bursche, ein ewig langes, dünnes Pariserbrot unter dem Arm, die Zigarette nachlässig zwischen den Lippen. Zwei Polizisten in kurzen, dunkelblauen Mäntelchen, spazieren vor der Porte St. Martin auf und ab. Auf der Place de la République stehen heftig diskutierend einige Männer. — Wir fahren in eine der längsten Straßen Paris' ein, in den über drei Kilometer langen Boulevard Voltaire.

Je mehr wir uns der Kolonialausstellung nähern, um so belebter werden die Straßen. Auf der Place de la Nation kommt unser Wagen seit Beginn der Fahrt zum erstenmal zum Stehen. Wie an der Place de l'Etoile im Nord-Westen der Stadt öffnen sich auf der Place de la Nation ein Dutzend größere und kleinere Straßen. Der Verkehr ist trotz der frühen Morgenstunde ein lebhafter. Eine Metrostation sorgt übrigens dafür, daß immer neue Leute den Platz beleben. Jede Minute steigt ein Menschenstrom aus dem Innern der Erde an das Tageslicht.

Das Gedränge an den schneeweißen Eingangspforten der Kolonialausstellung ist groß. Das Geschrei der Programmverkäufer übertönt den allgemeinen Trubel und Lärm.

Bis um die Mittagsstunde verfügt man in der Ausstellung über eine gewisse Ellenbogenfreiheit. In aller Muße kann man die aufgestappelten Wunder ansehen und genießen. Das seit Monaten in aller Herren Länder zirkulierende Propagandamaterial ist reich an Superlativen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Ausstellung im Bois de Vincennes diese Propaganda rechtfertigte.

Es ist nicht meine Absicht, eine Beschreibung der Ausstellung zu geben. Schon des Titels wegen nicht!

Unvergleichlich schöner in ihrer Gesamtheit als am Tag ist die Ausstellung in der Nacht. Allein die Beleuchtung des Tempels von Angkor-Vat, dieses Meisterwerkes einer verschwundenen Zivilisation, lohnt den Nachtbesuch dieses Märchenlandes.

Am Nachmittag dieses berühmten fünfzehnten August nahm der Verkehr in der Ausstellung beängstigende Formen an. Von einem freien Gehen oder gar Spazieren auf den Straßen, mochten sie noch so breit sein, war keine Rede mehr. Die unzähligen Restaurants waren bis auf den letzten Platz besetzt. Im Vergnügungspark benötigte man zehn Minuten, um ebensoviele Meter Terrain zu erobern. Einmal drinnen, gab es kein Zurück mehr. Der riesige Menschenstrom riß einen mit. Für einen Einzelgänger war die Sache einfach. Befand man sich aber in Gesellschaft zweier oder mehrerer Freunde und war einer dieser gar Kassier und verantwortlicher Manager der Gesellschaft, so war der Aufenthalt in dieser Masse Mensch ein fortwährendes Peilen, Links- und Rechts-, Vorwärts- und Rückwärtsspähen, Rufen, Hallo-Brüllen. Wie leicht kann ein Menschenstrom Freund X. nach dem schwarzen Afrika entführen, dieweil die andern Herrn Y. auf den Antillen suchen und Kamerad Z. in Cambodja oder den Souks von Tunis nach den Ueberbleibseln der Expedition forscht.

Wir verloren uns zufälligerweise nicht, standen aber plötzlich vor einer Sceneriebahn von mächtigen Ausmaßen. Unser Schreck war kein geringer, denn es wäre keinem von uns je in den Sinn gekommen, Sceneriebahn zu fahren. (An der Landesausstellung in Bern 1914 fand es jeder von uns selbstverständlich, wenigstens dreimal die nervenkitzelnde Fahrt zu erleben. — Tempora mutantur, et nos...) Doch was war unser Wille, mochte er auch in Bernerköpfen stecken, gegen die drückende, stoßende, quetschende Gewalt, die uns umgab? — Nach qualvollen zwanzig Minuten standen wir, wie Häringe zusammengepfercht, vor der Kasse, dreißig Sekunden später sausten wir mit fünfzig vor Vergnügen quitschenden Leidensgenossen (?) durch unheimliche Tunnels, über wilde Tobel und gähnenden Abgründen entlang. Wie wir endlich aus dem Parc des attractions hinauskamen, ist ein Sportbericht für sich.

Der Abend sank. Ein kühler Abendwind hatte den Himmel rein gefegt.

Ueber dem Tempel von Angkor glitzern die Sterne. Wäre nicht der unbeschreibliche Andrang von Menschen, — man würde es erleben: Nacht in Asien.

Stundenlang dauert der Kampf, um den rettenden Ausgang zu erreichen. Endlich! — Aber, was ist denn da los? Es war unmöglich, vor Schreck umzufallen, so dicht standen die Menschen. Wir hatten geglaubt, außerhalb der Ausstellung wieder frei atmen, ungehindert uns bewegen zu können. — Und nun, — vom Regen in die Traufe.

Eine unabsehbare Menschenmenge wogt vor den Portalen der Ausstellung. Rechts ragen im Licht von hundert Scheinwerfern die schneeweißen Gebäude der Metropolis, der Zukunftsstadt, in die taghell erleuchtete Nacht. Im Hintergrund zuckt und flutet, hoch über der Menge, in hundertfältigen Farben das Meer der Lichtreklamen. Die Menge wogt hin und her. Es ist unmöglich, die bestimmte Richtung dieses Stromes festzustellen.

Daß in diesem Gewühl von Menschen noch irgend etwas Platz hätte, scheint ausgeschlossen. Und doch, — wir trauen den Augen kaum. Nicht ein, nicht ein Dutzend, aber hundert und mehr Taxameter stecken mitten drin.

Stecken ist das richtige Wort; fahren wäre übertrieben. Die nahe Metrostation ist von einer derartigen Menschenmasse belagert, daß einem beim bloßen Gedanken, die Untergrundbahn zu benutzen, schwindlig wird. — Die Taxameter werden im Sturm genommen. Auf beiden Seiten werden die Türen aufgerissen. Der Stärkere oder Frechere gewinnt.

Fünf, zehn, zwanzig Minuten vergehen. Unser Wagen hat noch keine hundert Meter zurückgelegt. Wir haben Zeit, das Millimeterfahren zu studieren und zu bewundern. Denn zu unserer Linken fahren, besser gesagt fahren nicht, vier Wagen auf gleicher Höhe, rechts sogar sechs. Vor uns wettbremsen, immer acht bis zehn Wagen nebeneinander, einige Dutzend Taxameter. Hinter unserem Wagen steht eine Kolonne, deren Ende nicht zu sehen ist.

Wir sitzen seit einer halben Stunde im kleinen Citroen und befinden uns noch immer in unmittelbarer Nähe von Metropolis. Man wird nicht müde, diese Menschenmasse vom erhöhten Sitzplatz zu betrachten.

Hoch über uns läuft, für Berner Augen etwas rasch, das „Journal lumineux" rund um das oberste Stockwerk eines Riesenhauses. So vernehmen wir unter anderem die Resultate der Ausscheidungskämpfe für die Ruder-Europameisterschaften vom nächsten Tag, an welchen die Schweizermannschaften den Löwenanteil erobern sollten.

Auf die Gefahr hin, zwischen zwei Kotflügeln eingeklemmt zu werden, zwängen sich die Fußgänger durch die Autokolonne. Auf die Gefahr hin, einige Passanten über den Haufen zu fahren, spurtet ein Taxi dem andern nach, gilt es doch zwei oder drei Meter weiter zu kommen.

Mitternacht ist längst vorüber. Seit mehr als einer Stunde fahren wir Taxameter. Vor uns parkiert, soweit wir in die Avenue Daumesnil sehen können, ein riesiges Autoaufgebot. Die Taxameter auf der rechten Straßenseite fahren (sobald sie **können**) stadtwärts; die linke Straßenseite gehört den nach der Ausstellung fahrenden Wagen. Der Verkehr ist auf beiden Seiten gleich stark. Fährt denn heute ganz Paris nach der Ausstellung?

15. August. — Mi-août! Festtag für alle. Auch für die Taxichauffeure. Der unsrige spuckt den Zigarettenstummel weg und brummelt: „Ah, — quelle salade!"